Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Am Sonnenhügel [Fortsetzung]
Autor: Steinmann, Gust
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571524

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nachtsgedichte hersagen, und sie sagtens dem Weihnachtsbaum, nicht den Großen. Dafür bekam ein jedes seinen Teller voll Backwerk und vom Baum Aepfel. Die Geschenke waren nützliche Dinge: eine neue Pelzkappe, warme Strümpfe, ein schön Wämslein und die Mädel flanellene Unterröcke; für die nützlichen Dinge dankte man den Eltern und der Tante. Und dann kam die neue Pelzkappe auf den Schopf, und die Mädels hängten ihre roten Unterröcke um, und Papa in den neuen Hausschuhen nahm die große Cour ab; aber Mama kochte indes „Schokoladenkaffee", und Tante half ihr. Und dann floß Schokoladenkaffee, soviel man nur wollte, und Honigbrot war da, mehr als genug; und endlich hatte man Zeugs genug, eine Nacht davon zu träumen.

Ja, unser Weihnachtstisch trug nützliche Dinge; aber Spielzeug hatten wir auch. Ich hatte mit meinen Brüdern zusammen einen großen Baukasten, Holzklötze und Balken und gedrehte Säulen von Holz, und damit waren wir vergnügt, und vor uns waren schon andere damit vergnügt gewesen; denn er war ererbt. Später kamen Freunde und Bleisoldaten dazu; nun wurden die Armeen aus dem Baukasten mit Material versehen, und dann gings toll mit Festungsbauten und Belagerungen und Brückensprengungen und Kämpfen auf allen Trümmern. Weiters hatten wir einen Laubsägkasten und Schulaufgaben, und draußen hatten wir eine Schneeburg. Unsere Schwestern hatten Puppen, und wenn der kahle Schädel herausguckte, wurden die Haare neu gemalt, und diese Puppen waren überhaupt etwas steife Gesellen; aber unsere Schwestern betreuten sie deswegen nicht weniger zärtlich und machten ihnen um das schönere Kleider und gaben ihnen um das schönere Namen.

Seitdem hat die Spielwarenindustrie sich entwickelt, und das Spielzeug ist dem Unternehmer verfallen. Er sorgt, daß immer neue Dinge gefunden und auf den Weihnachtsmarkt gebracht werden. Manchmal hört man jetzt Eltern klagen, auf die Kinder schelten, daß ein schön neu Spielzeug so bald langweile. Solche Eltern tun nicht recht, die Erblichkeit hat aufgehört, und das neue Spielzeug will vergessen werden. Denn der Markt muß frei sein für Neuigkeiten. Kauft ihr dem Kind heuer einen Zeppelin IV, warum sollte das Kind nächstes Jahr nicht nach Zeppelin VI gucken?

Und die Bücher. Wir hatten wenige; doch unter ihnen war Robinson Crusoe, den man lesen konnte, soviel man wollte. Robinson, unser Freund; der unsere hatte zwei Bilder: vorn war der leichtfertige Abschied, hinten die wehmütig-glanzvolle Rückkehr veranschaulicht; dazwischen aber hatte die Romantik von Menschengeschlechtern statt.

Die Märlein. Sie wurden einmal erzählt; ich lernte sie aus behäbigen und breiten Büchern; nun sind sie abgestorben zu rechthaberischen Bildern mit einem Schwänzlein von Text. Und wenn ich darüber denke: wie Dornröschen mit mir aufgewachsen, durch meine Jünglingszeit ging und endlich Lebensglanz ward — o nein, das sollten wiederum Mütter erzählen, nicht aber irgendwer ... Unser Baum war geputzt mit Aepfeln, vergoldeten Tannzapfen, und die Kerzlein waren rote, grüne und blaue und alle Farben ... Und dann glaubten wir an ein Christkind.

Am Sonnenhügel.

Nachdruck verboten.

Erzählung von Gust Steinmann, St. Gallen.

II.

Es war der Föhnwind übers Land gefahren, und der Winter hatte Löcher im Gewande. In den weißen Monaten hatte sich mancherlei ereignet. Jonas Perl, der Polake, war erfroren aufgefunden worden auf dem Weglein nach Fanera; im Oberdorf war ein Haus niedergebrannt, im Hintergäßli hatten sie einen Handwerksburschen eingefangen, weil er beim Torkelmeister aus dem Stalle eine Pelzkappe stehlen wollte. Hans Barthlis Kuh hatte am Silvestertag ein schönes gefleckstes Kälblein geworfen; der Lehrer war drei Wochen krank gewesen und hatte nun ganz weiße Haare; auf Valspus hatte eine Lawine den Wilderer This verschüttet. Und am letzten Tag im Jänner ging die Kunde durch die Gemeinde, der Pfarrer verlasse Werdburg, um in einer großen Stadt im Welschland weiter zu amtieren. Vor wenigen Tagen hatte der Mann das Dorf verlassen, und niemand geleitete ihn und seine Familie, außer dem Vikar und dem Gemeindenotar, seinem Bruder. Der Orgeltreter hatte seine fünfzig Fränklein erhalten; denn der Großbauer Zoller hatte im Kirchenrate gesagt: Es wäre eine Schande, wenn die Kirchgenossen dem alten Schwyzer nicht entsprechen würden. Dem Pfarrer habe man auch mehr Salär gegeben, weil seine Frau eine vielbräuchige Mode gehabt habe! „Warum soll dem Orgeltreter nicht geholfen werden?" Und die Kirchenräte hatten genickt und einstimmig den Antrag zum Beschluß erhoben. Aber es war noch ein anderes Glück in des Orgeltreters Haus gekommen. In Genf war eine große Landesausstellung gewesen, und dabei hatte es eine Lotterie gegeben. Sepplis Vater hatte auch ein Los gekauft, und wenn die Familie jeweils in der kleinen Stube beisammen saß, ratschlagte man, was man aus dem Gewinn alles anschaffen könnte. Wären's auch nur zweihundert Franken, meinte manchmal der Orgeltreter, dann würde es mit dem Ersparten zusammen genug sein für eine Kuh. Und eines Tages kam Simon Padrutt, der Postbote, und brachte eine Liste. Auf einem großen Papier standen so viele kleine Zahlen, daß einem die Augen weh taten, wenn man lange darauf sah.

„Stinli," sagte der Seppli während der Rechenstunde in der Schule, „du mußt heute einmal zum Vater kommen und helfen nachsuchen, ob wir in der Lotterie auch etwas gewonnen haben!"

Und der Stinli kam und erhielt ein Glas Most, Türkenbrot und ein Stück sauern Käses. Dann zeigten sie ihm den Zettel. Sie suchten alle miteinander, jede Nummer punktierend.

„Was habt Ihr für eine Zahl in der Mitte?" fragte Stinli. „Du hast ja das Los vor dir!" gab der Orgeltreter zur Antwort. Und Stinli suchte weiter; plötzlich schlug sein Herz schneller, und das Blut schoß ihm in die Schläfen. „Orgeltreter," rief der Bub zitternd, „Ihr bekommt sechshundertfünfzig Franken!"

„Wa ... wa ... was?" stammelte der arme Mann. Dann fiel er schluchzend auf das Ruhebett nieder. Es war still in der Stube geworden, ganz stille.

„Sechshundertfünfzig Franken!" wiederholte Stinli. Der Seppli stand da und war blaß. Auf des Buben Gesicht lag es wie Verklärung. Die drei hörten nicht, wie der Föhn

An der Axenstraße bei Sisikon.
Nach photographischer Aufnahme von Alfred Ryffel, Zürich.

rauschte und der Gurschellabach hoch ging und brauste. Sie hörten nur das Wort: „Sechshundertfünfzig!"

Nach einer Weile wurde der Orgeltreter wieder Herr über sich selbst. Da ging sein Bub zu ihm hin und sprach sachte: „Du mußt nicht weinen, Vater! Denke, sechshundertfünfzig Franken!" Der Mann erwachte und schüttelte seinen Kopf. Dann erhob er sich und wuchs empor wie ein Riese; er steckte die Hände in die Hosentaschen und lachte, was er konnte, und seine rauhe tiefe Stimme klang heiter und fast närrisch übermütig. „Soviel Geld!" rief er aus. „Herrgott, hab' Dank! Das gibt eine Kuh und zwei Geißen, gibt einen neuen Tritt für die Haustür! Wenn das der Pfarrer wüßt'... Maul halten, Buben, Maul halten!" Und Seppli und Stinli versprachen, niemandem etwas zu sagen. Dann stapfte der Mann hinaus und stieg die Kammertreppe hinan. Er wollte seiner Frau, die heute wegen ihrer Gichtschmerzen im Bett liegen mußte, die Freude verkünden. Aber das Weib schlief, und sein Gesicht war voll Zeichen vergangenen Leidens. Der Orgeltreter ließ die Kranke ruhen; er sah eine Zeit lang auf sie nieder, dann ging er wieder hinunter. Der Seppli mußte ins Dorf hinein und Würste holen und Weißbrot, Krämlein und Wein, Zigarren dazu und für den Vater einen Pfeifenkopf aus Porzellan. Und als der Bub schwer beladen wieder zurückkam, wurde der Tisch gedeckt, und die drei saßen hin, aßen und tranken bis in die tiefe Nacht hinein. Und durch die klare Mitternachtsstunde begleitete Seppli den Stinli übers Graffeld nach Hause. „Sag' keinem Menschen etwas," bat Seppli seinen Kameraden; „denk' an jenes Mal, da wir im Keller saßen! Wir haben uns das Vertrauen in die Hand versprochen!"

„Ich weiß es," sagte Stinli sicher, und es tauchte vor ihm die Erinnerung an jenen Nachmittag auf, da es am Salvenerberg so schneite...

Der Föhn hatte allen Schnee gefressen; oben am Schneckenbühl blühten die Steinblümchen, der Seidelbast; am Wiesenbach fand der Stinli schon ein Schlüsselblümchen, und das Urscheli vom Candreienhof hatte ein heuriges Veilchen ins Lesebuch zum Pressen eingelegt. Es war ein lieblicher Tag im Lande. Klar hoben sich die Berge vom Himmel ab, und es lag der Geruch aufgesprengter Ackerschollen in der Luft. Von den Höhen stieg der Abend. In Feuerbächen rann das Sonnenlicht vom Kalankerberg, auf dem Vierarlhorn gleißte der Schnee. Unten in Werdburg trieben die Sträucher, es lag der erste warme Staub auf der Dorfstraße. Ueber dem Werdensee strich fein ein lauer Wind, und an den sanften Ufern zerrannen die Wellen. Der Frühling stand vor den Toren.

Vor des Orgeltreters Haus arbeitete Steinmetz Muncatis mit einem Gesellen. Sie bauten eine starke Treppe aus Stein. Sepplis Vater half mit und legte tüchtig Hand an. Jetzt rollten sie eine große Platte herbei: „Ho—rutsch! Ho—rutsch!" An der Sonnenseite des Häuschens saß in ein großes braunes Wollentuch gehüllt die Frau des Orgeltreters; sie ging der Genesung entgegen. Oben am Hag des Schneckenbühels standen auf einem kleinen Felsvorsprung Stinli und Seppli. Jeder hatte ein Klemmeisen in der Hand.

„Da wollen wir das Haus bauen," sprach Stinli; „der Fels ist guter Grund, Holz hat's überall genug, und Moos hängt viel am Gestein!" Und der Seppli fuhr fort: „Erde holen wir von unten herauf; Bohlensteine hat's im Bach genug. Das Haus soll gut gebaut sein!" Die Buben maßen den Raum ab, dann hieben sie aus dem Strauchwerk biegsame Aeste. Sie stiegen nieder zum Bache und schleppten schöngeschliffene Steine den Hang hinauf. Hernach trugen die Buben schlanke Bohnenstickel herbei. Erst jetzt begann die Bauarbeit. Stinli fügte die Steine so zusammen, daß sie die Schräge des Hanges ausglichen. Zwischen die Bohlen schüttete der Seppli Erde, mit Graswurzeln stopfte er die Fugen aus. Hernach stampften die Buben den Boden fest, steckten die Stickel in den dünnen Erdüberzug des Felsens, flochten schlanke Ruten um die Stäbe, so, wie es die Italiener beim Wuhrbau gemacht hatten. Als das Haus bis zur halben Höhe errichtet war, pfiff Sepplis Vater, und die Arbeit war für diesmal beendigt.

Am zweiten Tag kam man bis zum Dach, und erst der dritte Abend sah die Hütte fertig erstellt. 's war ein hartes Stück Arbeit gewesen. Das Dach war aus Streue und Tannästen geschaffen. Die Wände wurden mit Moos verdichtet, fest, fest. Das Waldhaus bot Platz für vier Menschen; große Steine dienten als Bänke, und es war warm und freundlich in dem schlichten Raum. Zufrieden mit dem Werk ihrer Hände standen die beiden Buben da.

Gottardo Segantini, Maloja-Rom. Neujahrsgruß (1912).

„Wir müssen dem Hause einen Namen geben," sprach Stinli.

„Ich mein' auch, daß wir das tun sollten," nickte Seppli; „weißt du ein Wort?"

„Wir könnten's Bergheim nennen?"

„Oder Schwyzerhüsli!"

Das wollte Stinli nicht, das klinge so alltäglich.

„Ich weiß was!" rief er aus. „Sonnenheim! Siehst du, Seppli, wie die Sonne so schön darüberhin glitzert?"

„Sonnenheim!" lachte Seppli. „Das ist so... so wie in einer Stadt! Ich meine halt: Steinenhügel!"

„Hm, hm," rümpfte Stinli die Nase, „weißt was, Seppli, von jedem Wort einen Teil, zum Beispiel..."

„Schwyzerhügel!" schlug Seppli vor.

„Puh!" sagte Stinli.

„Man kann's doch nicht Sonnenhüsli nennen!" Sepplis Antwort klang wie ein leiser Vorwurf.

„Ja — oder gar Berghügel!" lachte Stinli.

„Halt," rief des Orgeltreters Bub, „ich weiß was!"

„Ich auch!" fiel ihm Stinli ins Wort.

Und beide sprachen: „Zum Sonnenhügel!"

So ward die Hütte am Schneckenbühel ‚zum Sonnenhügel' getauft. Der Tag schwand; morgen sollte die Einweihung des Hauses sein...

Als der Stinli daheim in die Stube trat, rief er: „Mutter, wir haben ein Haus gebaut!"

Und vom Nähtischchen am hohen Fenster erhob eine kleine schöne Frau ihr Haupt: „So, so! Ein Haus! Ja, sag' denn wo?"

„Oben am Schneckenbühl!" eiferte Stinli. „Und wir haben ihm einen Namen gegeben!"

„Ei ja," sprach die Mutter, „ein eigenes Haus... Mach, daß du einmal ein eigenes Haus bauen kannst, Stinli! Ich bin dann eine alte Frau und komme, dich zu besuchen. Und die Stube sollst nach der Sonnenseite richten!"

„Ich, ein Haus für mich allein! Oho, Mutter, weißt, jetzt gehe ich dann bald ans Gymnasium, und dann will ich

Fritz Mock, Basel. Neujahrskarte für 1910.

studieren, und wenn ich einmal gar Professor wäre? O, dann müßtest du ein violettes Kleid haben aus Seide und einen weißen Pelz und Handschuhe, die so zart riechen! Auch ein Pelzkäppchen würde ich dir kaufen! Was kostet ein Haus, Mutter?"

„Viele, viele tausend Franken!"

„Aha," staunte der Bub, „ja, dann schreib' ich ein Buch, und wenn nur alle Leute im Kanton das Buch kaufen würden, könnte ich ein großes Haus bauen!"

„Du Pläneschmied!" lachte die kleine Frau. „Ja, schreib' ein Buch! Und bau' ein Haus! Aber, Stinli, sag', wie tauftet ihr eure Hütte?"

„Du mußt nicht lachen, Mutter; gelt nicht? Es heißt halt ‚zum Sonnenhügel'!"

„Zum Sonnenhügel! Das ist ein schöner Name ... Hol' mir die Zither, Stinli; ich weiß ein Lied vom Sonnenhügel, das möcht' ich singen!"

Auf dem runden Tisch summten die Saiten des Instruments, erst wie ein zartes Klingen aus der Tiefe der Zither, und klang so fern, als tönte es über sieben Hügel, und verhallte so weit, als versänke es am Wetterrand. Stinli saß zu seiner Mutter Füßen; die Spielende aber sah zum Fenster hinaus. Jetzt fiel ein weißer Lichtstrahl auf ihre großen schwarzen Augen, streifte die hohe feingewölbte Stirne und blieb daran haften. Hinter der Scesaplana war der Mond heraufgezogen, und bange schwieg das Land. Es klang ein Lied durch den Raum, der Sängerin Blick war glänzend und voll Begierde, zu schauen, was der Sang verhieß: „Am Sonnenhügel, da schwing' ich mich empor ..."

Die Melodie verhallte. Stinlis Mutter legte die Hand auf des Buben Scheitel: „Lieber Stinli, du!" Das war so wunderbar gesprochen, schier ein Segen.

„Mutter," hub Stinli nach einer Weile an, „sag' einmal, Mutter, warum hast du gestern abend geweint? Und warum ist der Vater so spät wieder fort?"

„Nichts, nichts, Stinli," wehrte die Gefragte.

„Aber man weint doch nicht umsonst, Mutter?"

„Das nicht ..."

Da rollte der Postwagen über die Straße, und der Postillon blies ein Lied in die Nacht hinaus.

„Mutter, das Hörnchen glänzt ganz hell," rief Stinli voller Freude; „ich wollte, ich wäre ein Postillon!"

„Ja, dann würden wir miteinander reisen!"

„O ja, Mutter, weit, weit fort! Mutter, immer dem Rhein entlang! Und ich lenkte die Rosse, und du sängest das Lied vom Sonnenhügel!"

Stinli hatte seine Mutter umarmt. Da trat der Vater in die Stube und sprach: „Guten Abend miteinander! Seht doch, wie der Mond so silbern scheint!" Und alle drei traten an das hohe Fenster. Vater hob mit der Linken die Gardine zurück. Arbeitsmüde ruhte seine Rechte auf der Schulter seines Weibes. Der Bub sah bewundernd bald den Vater, bald die Mutter an. Und über der eisigen Scesaplana stand der Mond ...

III.

Es kam ein neuer Tag, und vor dem Hause des Orgeltreters rüsteten die Buben zur Einweihung des Sonnenhügel-Hüttchens. Der Stinli hatte von zu Hause einige Helgen mitgebracht, die nahm er jetzt sorglich aus der Tasche. Dann grub er aus dem Hosensack etliche Christbaumkerzchen, die vom Weihnachtsfest noch übriggeblieben. Seppli hatte ein Tannenbäumchen gefällt, und er hatte Most mitgebracht und Brot dazu und runzelige Lederäpfel. Die Buben stiegen den Berg hinan und standen nach kurzer Weile in ihrer Hütte. Das Tannenbäumchen pflanzten sie in der Mitte des Raumes auf. Jetzt schmückten sie es mit den Kerzen. An die moosigen Wände hefteten sie die Bildchen, und das Türloch wurde mit einem Tuch verschlossen. Niemand durfte von dem Feste etwas schauen. Es war ziemlich dunkel in dem Häuschen; denn schon war die Sonne hinterm Vierarlhorn versunken, und der Hang des Schneckenbühls lag im blauen Schatten. Ein Wachslicht brannte am Baum, ein zweites, drittes ... nach und nach strahlten die kleinen Flammen über der jungen Tanne. Dünner Feuerschein rieselte von Zweig zu Zweig und versank im Boden. Schweigend saßen die Buben auf ihren Steinen, keiner wollte die Ruhe stören.

„Stinli!" sprach endlich der Seppli.

„Was?"

„Weißt nichts?"

„Doch," antwortete Stinli und sah in die Lichtlein.

„Was?"

„Ein Lied vom Sonnenhügel!"

„Sing's einmal!" Seppli stützte sein Kinn in die gefalteten Hände.

Und nun sang der Stinli das Lied, das er von seiner Mutter gestern gehört, sang's fast gleich, und er machte selbst Worte und Melodie, wenn er Text und Weise nicht mehr kannte. Und er sang mit Eifer und voller Stolz, weil er der Mutter Lied so gut behalten hatte.

Seppli hatte schweigend zugehorcht. Dann sprach er andächtig: „Das ist ein schönes Lied!" Und er hob seinen Kopf und fuhr mit kindlichem Ernste fort: „Stinli, gelt, wenn du in der Stadt bist, wirst nicht stolz? Und wenn du dann in die Ferien

Fritz Mock, Basel. Neujahrskarte für 1911.

kommst, mußt mich auch besuchen und die Geißen anschauen und die Kuh. Mein Vater hat gesagt, stolz seien nur dumme Leute. Stinli, du bist einer der Besten in der Schule; darum kannst du nicht stolz sein! Versprich's mir, Stinli, hier bei diesem Bäumchen, daß wir Freunde bleiben wollen, und wenn du einmal Professor sein wirst und ich ein gewöhnlicher Bauersmann, dann vergiß mich nicht und denke, daß wir ein Geheimnis uns anvertraut haben! Ja, Stinli, ich will Bauer werden, und — aber sag's niemandem — dann heirate ich Wildhüters Elsbethli ..."

Und der Seppli lachte hell auf; dann hielt er aber plötzlich inne, als reute ihn seine Rede.

„Ich habe Marielis Marieli gern," sagte Stinli aufrichtig; „aber vom Heiraten kann ich noch nicht sprechen. Schau, Senntis Emil ist schon Offizier, und da hat zu ihm einmal mein Vater gesagt: ‚So, jetzt wird's dann wohl bald Hochzeit geben mit Doktors Regina?' Aber der Emil Sennti lachte und sprach: ‚Erst fertig studieren und dann erst noch aufhören, Student zu sein!' Gerade so wird's mir gehen, Seppli. Aber weißt, das Marieli ist sehr schön!"

„Ich weiß schon," erwiderte Orgeltreters Bub.

„Und es hat schwarze seidenfeine Haare!" fuhr Stinli fort.

„Und das Elsbethli hat goldene Haare und Lockenringelchen über den Ohren!"

„Es sind beide schön!" sagte Stinli.

„Und gut!" ergänzte Seppli.

Des Orgeltreters sonderbarer Bub langte aus seinem Brusttuchtäschlein einen glattgeschliffenen runden Stein. Zwei Quarzadern bildeten auf jeder Seite ein Kreuz. „Stinli, hier hab' ich aus dem Bach einen Stein geholt!" sagte Seppli und hielt das Stücklein seinem Kameraden auf offener Hand hin. Und dabei glänzten des Buben Augen wie wasserblaue Christbaumkugeln.

„Und?" fragte Stinli.

„Den wollen wir zum Zeichen unserer Freundschaft in der Erde vergraben. Unten vor den Stubenfenstern, beim Nußbaum!"

Stinli stimmte zu. Als die Kerzlein niedergebrannt waren und Most und Brot zur Neige gingen, traten die Buben aus dem Hüttchen. Sie stiegen vom Berge hinunter, und es ward still auf dem Sonnenhügelfelsen.

Vor des Orgeltreters Haus steht ein hoher alter Nußbaum, aus dessen Stamm drei große Aeste zur Krone emporstreben. Und eine Bank schlingt sich um den Baum. Da knieten die beiden Freunde nieder und gruben mit ihren Klemmeisen ein schuhtiefes Loch. Dann nahmen sie ein Stücklein rosenrotes Seidenpapier, wickelten den Kreuzstein darein und legten ihn in die Erde. Und bevor sie ihn wieder zudeckten, standen sie auf, sich die Hand zu reichen, und Stinli sprach: So lange der Stein unter diesem Baume liegt, so lange soll unsere Freundschaft dauern! Schlag ein, Seppli!"

Und Seppli schlug in die dargebotene Rechte.

„Und du darfst nicht stolz werden!" fügte er hinzu.

„Nie, nie!" versprach Stinli. Dann deckten sie das steinerne Dokument zu und stampften die lose Erde fest...

* * *

IV.

Nach mehr als zehn Jahren schritt Stinli Steinburg durch die Gassen der kleinen Stadt Notkerlingen. Es war Winter, und in zarten Flocken fiel der Schnee. Durch die glitzernde Nacht eilten die Menschen den warmen Stuben zu. Vor dem Theater stand der junge Mann still. Er las den Zettel am Anschlag. Um die Ecke bog ein großer Bursche. Etwas zaghaft stupft er Stinli: „Entschuldigen Sie, wo ist..." Da tat der Fragende zwei Schritte rückwärts: „Herrgott! Stinli, Stinli! Grüß Gott!"

Wilhelm Balmer, Basel-Bern. Neujahrskarte.

Stinli sah vor sich einen jungen Menschen, der trug ein Ränzle auf dem Rücken. Er legte dem Handwerksburschen fest die Hände auf die Schultern: „Aber Seppli! Du bist's? Ja, woher? Wohin? Komm' mit, wir wollen ein wenig bei einander bleiben! Donnerwetter noch einmal! Grüß Gott, Schlingel, Kreatur, lieber Kerl!" Dann lachten sie beide und gingen schwatzend durch die Gassen.

„Auf der Walz bin ich, Stinli! Küfer bin ich geworden! Jetzt komm' ich von München und will nach dem Welschland! Was treibst du?"

„Professor, Seppli, bin ich nicht. Ich stehe im Dienste des Staates!"

„Das ist auch schön; da verdient man viel Geld!"

„Das ist so ein Märchen, Seppli. Man mißt für die untern Beamten den Hafer nicht mit Schaufeln. Ja, ich hab' viel Pech gehabt. Zum Winterstudium habe ich kein Geld gehabt; dann bin ich bei einem Advokaten Schreiber geworden, hab' für mich geschafft und langsam mich emporgerungen. Seppli . . . ich wär' oft froh gewesen um Türkenbrot!"

„Mich hat's auch herumgetrieben. Vater und Mutter sind mir gestorben, und ich bin in die Welt hinaus, war in Pilsen, Köln, Innsbruck und München. Hab' oft plattgemacht und gefochten. Nun hab' ich ein Stümpchen Geld und reise nach Italien. Stolz, Stinli, bist nicht geworden!"

„Freund," sprach der junge Staatsdiener, „denkst noch an den Stein unterm Nußbaum? Ich hab' ihn nicht ausgegraben!"

„Und ich auch nicht!"

Fritz Mock, Basel. Neujahrskarte für 1912.

Die späte Abendstunde fand die beiden Kameraden vom Sonnenhügel in warmer Wirtsstube. Da feierten sie die Erinnerung, aßen und tranken, lachten und stießen an, und aus blauen Tabakwolken trat ein Bild hervor: Der Salvenerberg im Winterschleier; dann ein zweites: Das Häuschen zum Sonnenhügel...

Zu den fünf Künstlerneujahrskarten.

Wie Künstler gratulieren — ein ganzes Kapitel ließe sich über dieses anmutige Thema schreiben; aber wir haben früher einmal schon so etwas getan, damals, als wir zum Beginn unseres vierzehnten Jahrgangs eine kleine Sammlung von Künstlergrüßen veröffentlichten. Als Nachtrag zu jener Publikation, die soviel Anklang fand, mag man die heutigen Reproduktionen ansehen oder als Fortsetzung; denn wir beabsichtigen, auch fürderhin von Zeit zu Zeit solcher intimsten impulsiven Werkchen zu gedenken. Es ist reizvoll, die Künstler, die wir sonst immer in ihren bedeutsamen, gediegensten Schöpfungen zu zeigen bestrebt sind, einmal von der minder ernsthaften, familiären Seite aus zu betrachten, und dazu geben gerade solche rasch hingeworfene, zumeist aus einem schnellen Gedanken und plötzlichen Impuls entstandene Gelegenheitsbildchen besten Anlaß. Freilich, ein Zufall will es, daß unsere heutige Auslese von Künstlerwitz oder gar von tollen Einfällen wenig verrät; aber charakteristisch für die Art ihrer Autoren sind diese Blätter immerhin, die gemütlichen, ein wenig scherzhaften von Fritz Mock, das sinnende, lyrisch empfundene Frauenbild auf Wilhelm Balmers tieftoniger Radierung und Gottardo Segantinis formenstrenge, etwas kapriziöse Campagnaphantasie. Sie alle, den lustigen Philistertrutz von Fritz Mock ausgenommen, verraten mehr von Künstlerträumen denn von Künstlerlaunen und — als Neujahrskarten aufgefaßt — mehr von den nachdenklichen Rück- und Ausblicken, die die Jahreswende heraufführt, als vom tollen Ueberspringen jener fatalen Kluft, die in der Neujahrsnacht zwischen Vergangenheit und Zukunft sich bänglich öffnet. Im übrigen bedürfen diese Kunstwerklein kaum eines Kommentars. Mag man sie so aufnehmen, wie sie gegeben worden, als persönliche, spontane und unbekümmerte Grüße aus Künstlers Land.

M. W.

«Rubayat»

Zwölf Sprüche für Grübler von Hans Wohlwend, Zürich.

Ein Hauch sind wir im großen Zeitgewühl;
Doch blicken gläubig wir nach einem Ziel
Und hoffen bis in alle Ewigkeit:
Denn unser Hoffen ist uns Trost und Spiel.

Warum denn hoffen auf ein künftig Leben,
Wenn kaum wir wagen, dem sein Recht zu geben,
Das unser ist und niemals wiederkehrt —
Warum denn immer in die Ferne streben?

Die Ferne, ach, im Raum wie in der Zeit,
Ist überstrahlt von seltner Herrlichkeit.
Wir blicken stets nur vorwärts und zurück
Und täuschen uns mit falscher Seligkeit.

Die Schatten sind wir, auf die weiße Wand
Gezaubert von des großen Magiers Hand:
Wie wir entstanden, werden wir vergehn —
Wer wird dann lesen, was geschrieben stand?

Wie manchmal saßest du bis Mitternacht
Und hieltest über Büchern treue Wacht
Und hofftest Heil in jedem Wort zu finden,
Das andre schrieben, die vor dir gedacht!

Dein Finger über all die Blätter fuhr,
Du folgtest gläubig alter Weisheit Spur;
Doch sag', mein Freund, was blieb dir denn von allem?
Auch wieder Worte, nichts als Worte nur.

Mein Freund, so du noch jung, nimm diesen Rat:
Viel mehr als Worte galt doch stets die Tat.
Das Leben will gelebt sein, nicht erklügelt,
Erkämpft sein und genossen früh und spat.

Die Rose duftet nur, solang sie glüht —
Bald ist sie welk und ihre Pracht verblüht.
Wer weiß, wie bald uns Eiseshauch umweht —
Freu'n wir der Glut uns, ehe sie versprüht.

Drum irre länger nicht im Uferlosen:
Vom Lebensbaum brich eine dir der Rosen,
Die halt' an deinem Busen fest und warm
Und lach' der Stürme, die dich wild umtosen.

„Natur," sagst du, „hält uns mit Mutterarmen;
Doch ist sie eine harte Mutter oft uns Armen:
Sie leitet unser Werden und Vergeh'n,
Stets nur ihr Ziel im Aug', ohn' all Erbarmen.

So sind wir ihre Sklaven wider Willen
Und wähnen doch den eignen Wunsch zu stillen,
Wenn sie uns quält durch Liebeslust und Schmerz,
Damit wir ihren Zweck nur stets erfüllen."

Gewiß; doch hab' ich dies zumeist gefunden:
Soll unser Leben erst zur Ruh' gesunden,
So müssen nach der Mutter Zweck wir leben,
Und dann erst ist das Glück mit uns verbunden.

Nachtgedanken

Nun sankst du hin, mein blasser Tag,
An den ich ungern denken mag:
Durch dich ward ich nicht arm, nicht reich,
Du warst so farblos, still und bleich
Wie viele deiner Weggenossen,
Die schon den Strom hinabgeflossen.

Dich sah ich scheiden ohne Bangen:
Du warst ein Nichts, in nichts zergangen —
Und doch — dies eine war schon viel:
Du brachtest näher mich dem Ziel,
Dem letzten, wo mir winkt die Ruh —
Drum sei gesegnet, Tag, auch du!

Hans Wohlwend, Zürich.

Redaktion: Dr. Otto Waser, Dr. Maria Waser, Zürich.